

Selbstkunst

Autor(en): **Mayer, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Selbstkunst

Von Adolf Mayer

Unser oberstes ästhetisches Bestreben sollte aber stets auf schöne Menschen gerichtet sein, die durch ihr bloßes Wesen uns wohltun, deren natürliches Leben zu beobachten uns freudig stimmt. Ob wir daneben auch schöne Gemälde haben, ob es auch Theater und Museen gibt, das ist verhältnismäßig gleichgültig.
W. Bode



So wie in der Wirtschaftslehre scharf unterschieden wird zwischen Konsumtion und Produktion, so auch in der Kunst; handgreiflich insofern sie als Gewerbe auftritt, zwischen dem Genuß des Kunstprodukts und der schaffenden Kunst. So weit die Geld- oder überhaupt die Wertwissenschaft reicht, ist der Künstler ein Verbender, der kunstliebende Laie oder gar der geldmächtige Mäzen der Umworbene. Aber auch darüber hinaus, in dem kommunistischen Verband einer Familie oder in dem wenigstens einige Stunden des Tages eine kommunistische Gesellschaft markierenden Salon unterscheidet man noch auf dem Gebiete der Kunst Gebende und Empfangende, Dilettanten und dem Dilettanten Beifall Klatshende. Die ganze menschliche Gesellschaft könnte kommunistisch werden, ohne daß hierin eine wesentliche Änderung einzutreten brauchte.

Daneben kann man aber noch einen Zustand unterscheiden, in welchem der einzelne zugleich produktiv und konsumtiv ist. Hermaphroditisch könnte man diese Vereinfachung nennen. In dem Falle, den ich vor Augen habe, ist eine Gegenleistung überhaupt undenkbar. Für Tätigkeiten außerhalb der Kunst wird dieses Verhältnis gewöhnlich als Spiel bezeichnet, das auch allein vorgenommen werden kann — man denke an Patience und Konnenspiel —, oder an die vielen geselligen Spiele, die, auch wenn sich mehrere daran beteiligen, keine Subordination in Gebende und Empfangende zulassen, sondern lediglich eine Koordination von lauter solchen, die gleichzeitig in derselben Weise tätig sind, so daß alle durch die nahezu gleiche Tätigkeit Befriedigung finden.

Daselbe Verhältnis kann nun auch in der Kunst statthaben, nicht bloß bei Malern, die für sich selbst arbeiten, wie Bierz in Brüssel, der seine extravaganten Darstellungen nicht verkaufte und nicht verschenkte, sondern zu einem Privat-Museum anwachsen ließ, und namentlich bei Musikern, die für sich selbst phantastieren. Auch in mancher Vorrede zu einem Buche kann man lesen: „Mihi ipsi scripsi“. In vielen dieser Fälle darf man freilich zweifeln, ob das ganz ernstlich gemeint sei und nicht mehr die vorsichtige Weise des Fuchses ist, der die Trauben, die ihm noch vorläufig recht hoch hängen, als sauer bezeichnet.— Aber auch das ist es nicht, worauf ich mit meiner Überschrift: „Selbstkunst“ lossteure.

Ich meine vielmehr mit derselben den wenig beachteten aber doch so beglückenden Umstand, daß einer ohne viel künstlerische Vorbereitung und mühsam zu erlernende Technik doch im eigentlichen Sinne künstlerisch genießt durch Auswahl des künstlerisch Schönen in der Natur.

Vielleicht haben die Griechen unter der Musengestalt, die von ihnen mit unbeschäftigten Armen abgebildet wurde, der viel umstrittenen Polyhymnia, die Allegorie von etwas Ähnlichem verstanden.

Ein einfachster Fall ist der, daß man, im Abteil sitzend, aus dem Rasseln des Eisenbahnzuges die Töne herauszuhören vermag, die sich zu einer Melodie ineinanderfügen, während der Rhythmus durch die Stöße der Räder (an den Lücken zwischen den Schienen) gegeben ist, also daß mit der Schnelligkeit der Fahrt das Tempo beschleunigt wird. Ich habe lange, da ich viel reisen mußte, die dazu gehörige Fähigkeit besessen, und manche lange Stunde auf diese Weise gekürzt, um später das Vermögen wieder einzubüßen.

Bemerkenswert dabei ist, daß man ebensowenig willkürlich mit diesem Spiele endigen wie beginnen kann, es sei denn, daß man sich gewaltsam herausreißt. Es geht damit — und das ist die Rehrseite der Medaille — wie mit manchen „klebrigen“ Melodien — ich nenne nur Webers Jungfernfrenz und rechne dahin auch viele von Mendelssohn, die nur eine Weile ergötzen, dann aber wahre Plagegeister werden können. Andere hören aus dem Rauschen der Wasserfälle heraus solche Melodien, andere aus den subjektiven Geräuschen eines Gehör- oder Gehirnleidens, und manche, die den Zustand des Ertrinkens bis zum Eintritt der Bewußtlosigkeit durchgemacht haben, erzählen von Melodien,

die ihnen den Todeskampf, den man sich sonst als ein verzweifelttes Strangulationsgefühl denkt, erleichtert oder gar versüßt hätten.

Auch die Gabe, sich aus Wolkenbildungen allerlei ergötzliche Gestaltungen — man denke an das Veriergespräch Hamlets mit Rosenkranz und Gündenstern — zurechtzuphantasiieren, gehört hierher; und bei Künstlern wirkt diese Selbstkunst zuweilen befruchtend auf ihre objektiven Leistungen*). Die Himmelfahrt Mariae von Murillo ist eine durch phantastische Betrachtung zum Kunstwerk umgestaltete Haufwolke (cumulus), wie sie sich bei starkem Sonnenschein im Sommer zu bilden pflegt.

Auch vollziehen sich zumal bei Fiebernden an Tapetenmustern ähnliche Phantasmen, die manche Leidensstunde kürzen.

Der alternde Beethoven, dessen physisches Gehör beinahe ganz erloschen war, hat sicherlich in seinem innern Ohre noch die wunderbarsten Halluzinationen gehabt; sonst hätte er nicht in diesem Zustande, da er seinen Phantasien keinen vernehmbaren Klang mehr geben konnte, noch unsterbliche Schöpfungen hervorbringen können. Dies liegt aber schon etwas abseits von unserem Wege, auch abgesehen von der Tatsache, daß so etwas natürlich nur für ganz wenige erreichbar ist.

Praktisch wichtiger sind dergleichen Erscheinungen jedenfalls auf dem Gebiete der Malerei, und wir haben dergleichen eben schon als Beispiele gestreift, und hier führen sie uns zu Erörterungen, die für die Grundlagen der Ästhetik geradezu bedeutend sind. Ich meine natürlich das „Bildersehen“ in der Natur, ja den gesamten ästhetischen Naturgenuß, der sich ebenso auf das plastische Gebiet und auf das der Bewegung ausdehnt. Hier ist nicht einmal die Phantasie nötig, die ja hauptsächlich den schaffenden Künstler macht, sondern nur das kunstgebildete Auge; denn die vorhandene Welt der Farben und Formen und in manchen Ländern die der reizenden Bewegung, ist so unendlich reich, daß man sich nur die Bildung des Auges zu erwerben braucht, die Befähigung über das Häßliche hinwegzusehen, um unendlich zu genießen, so zu genießen, daß man der Kunst der Malerei, des Tanzes und der Mimik beinahe entbehren kann, außer für die Darstellung des allerfeltesten, freilich zugleich allersehenswert-

*) So steht wohl ein Maler am Waldsee und beschreibt einen Hirsch, der aus dem Dickicht tritt und dem das Wasser vom Maule träuft, während die Begleiter kein lebendes Wesen erspähen können.

sten. Das Bildersehen in der Natur gewährt unendlichen, immerfort abwechselnden Genuß; das Sehen von Farbenharmonien, schöner Gestalten, oder solcher in reizender Bewegung. Nur muß man sich hier ganz der Kritik entöhnen, der Kritik, die einen so großen Bestandteil des sogenannten Genießens in Galerien oder gar in Ausstellungen ausmacht und in Wirklichkeit nur die Befriedigung über den Besitz einer mehr wissenschaftlichen Befähigung ist.

Der Kritische (wohl zu unterscheiden vom Kritiker) sieht immer nur das Häßliche, und das ist zugleich seine Sünde und seine Verdammnis. —

„Ihr närr'schen Leut,
Des alten Neidharts Söhne,
Die Ihr am Häßlichen Euch freut,
Dabei verweilet lange Zeit,
Begeistert aber stets das Schöne;
Gerecht bezahlt man's Euch:

Ihr seid verdammt,
Euch von der Schönheit je zu wenden;
Ihr seid verdammt,
Ihr allesamt,
Den garst'gen Anblick nie zu enden:
Schmärende Frösch' im sumpf'gen Teich.“

Wer aber zu sehen weiß und zu genießen, was er sieht, dem gehört die Welt. Er sieht die Sammlungen, die Willen, die Parke, die anzulegen andern unendliche Mühe gekostet, mit demselben Genuße wie diese andern. Und ist sein Auge gebildet, so sieht er auch in der Natur, selbst in der ärmlichen, wonicht in Formen, doch in Farben, wonicht in Farben, doch in Farbentönen, wonicht in diesen, in Beleuchtung und Stimmung immer Schönes, an dem die Masse achtlos vorübergeht: Ein Plaidoyer für die Bildung und zugleich ein Trost für die Besitzlosen.

„Warum mußt du Blumen pflücken? —
Auch noch fest am Stengel wecken sie Entzücken.
Warum alle Schmetterlinge haschen? —
Ist's nicht reizend, siehst du sie den Honig naschen,
Auf- und abwärts wiegen ihre bunten Flügel,
Jezo flattern und dann wieder rasten,
Schöner doch als aufgespannt im Kasten —
Halt die dumme Habgier nur im Zügel.
Auch dem Nichtbesitzenden gehört die Welt,
Wenn er nur die lieben Sinne offen hält.“

Ich würde diese Dinge kaum zur Sprache gebracht haben, da sie zum Teil von dem ästhetischen auf das soziale Gebiet hinüberführen, wenn ich mich nicht auf diese Weise einer Frage nähern könnte, die ganz ästhetischer Art und gleichwohl von großer Wichtigkeit ist für eine Feststellung der Grundbegriffe auf diesem Gebiete. Ich meine natürlich die vielfach erörterte Frage, wie die Natur sich in ihrer Schönheit zur Kunst verhält, die noch immer in so verschiedenem Sinne beantwortet wird. Diese Frage zu besprechen ist zudem hier der rechte Ort, denn eine Konkurrenz der Natur mit der Kunst besteht natürlich nur da, wo Verhältnisse bestehen, die zu Genüssen Gelegenheit geben, die wir hier mit dem Namen „Selbstkunst“ bezeichnet haben. Auf dem Gebiete der Tonempfindung ist von einem solchen Verhältnisse gar nicht die Rede, da hier die Kunst eine Flucht genommen hat, die weit über das von der Natur Gebotene hinausgeht. Und bei dem Hören von Melodien in mechanischen Geräuschen tragen wir eigentlich nur eine Kunst, die in uns liegt, in die Natur hinein. Das Künstlichste unter dem rein Objektiven ist hier eine liebe Menschenstimme mit dem Ausdruck des tiefen Gemüts, das in ihr sich zu erkennen gibt. Aber dieses Künstlichste ist noch beinahe ärmlich im Vergleich zur Tondichtung — so sehr, daß der Keim aller Musik in jenem beinahe nicht mehr erkannt wird *). Hier ist also die ganze Frage gegenstandslos.

Am meisten dagegen ist dieser Zwiestreit vorhanden auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, wo es allerdings die Frage ist, ob das Schöne, das das gebildete Auge aus der Natur herauszulesen weiß, nicht ganze Galerien von Kunstleistungen aufzuwiegen imstande ist. Wer viel reist oder auch nur viel schaut, wird hier die Kunst beinahe entbehrlich finden, wenigstens für die Zeit seines Lebens, wo er Umblid halten kann. Beinahe ebenso im Genre, im Stillleben, in der Blumenmalerei. Anders freilich in der Historie, weil hier das Dargestellte in der Natur überhaupt nicht mehr gefunden wird, und im Porträt weil hier der Gegenstand so bald dem Zahne der Zeit erliegt. Anders natürlich auch in der Architektur, wo ein gleiches in der Natur gar nicht vorhanden sein kann. Auch hier wird also die Frage wieder gegenstandslos.

Aber auch da, wo sie besteht, in der Landschaftsmalerei und in dem niedrigen Genre, auch in der Mimik der menschlichen Gesellschaft, in Grazie der Be-

*) Vergl. hierüber: Zur Theorie der Musik. Preuß. Jahrb. August 1909.

wegung, im Intrigenpiel unserer Umgebung, das oft interessanter ist wie ein schales Theaterstück, ist sie einer a l l g e m e i n e n Beantwortung ganz unzugänglich. Die Entscheidung ist natürlich abhängig einerseits von dem Reichtum der Umgebung und andererseits von der Befähigung des Individuums zur Selbstkunst. Je größer beide, je eher kann die eigentliche Kunst, die sich verteilt auf Gebende und Empfangende, entbehrt werden. Ich kann daher in diesem Punkte nicht ganz mit K o n r a d L a n g e , der sonst als Ästhetiker auf der Grundlage der Erfahrung bei mir sehr hoch in Ansehen steht, übereinstimmen, der in seinem „Wesen der Kunst“ nachzuweisen sucht, daß es sich bei dem Malerischfinden einer Landschaft im wesentlichen um eine „umgekehrte Illusion“ handle, in der wir jene gleichsam in ein Gemälde übersetzen. Richtig ist es ja ohne Zweifel, daß wir nur malerisch finden, was auch als Gemälde dargestellt schön sein würde. Aber schön können wir auch einen Gegenstand finden, der nicht eigentlich malerisch ist, und die malerischen würden wir, wie ich glaube, noch schön finden, auch wenn es keine Kunst des Malers gäbe. Bei dem Stellen von „lebenden Bildern“ aber, das wirklich auf der Illusion beruht, ist das Interesse nur ganz teilweise ein ästhetisches.

Es ist gewiß kein Zufall und läßt sich nicht lediglich auf die technische Schwierigkeit der Wiedergabe der südlichen Lichtstärke auf die Leinwand zurückführen, daß ein so eminent kunstbegabtes Volk wie die Italiener in der Landschaftsmalerei weniger geleistet hat als die Nordländer, namentlich die Niederländer und die modernen Norweger. Bei dem Italiener ist die Kunstempfindung etwas Selbstverständliches wie das tägliche Brot; aber er macht nicht viel Wesens davon, wie man niemand als eine Neuigkeit erzählt, daß man auch heute gegessen hat. Die Empfindung ist bei ihm auch nie kränklich bis zur Sentimentalität gesteigert. Daher erscheint er dem Sentimentalen häufig stumpf. Seine Anteilnahme würde sich erst äußern, wenn man ihn den Genuß entbehren ließe. Wir Nordländer dagegen erscheinen ihm in unserem künstlich gesteigerten Empfinden häufig abgeschmackt.

Es will mir nun scheinen, als ob der Südländer gerade das, was ich Selbstkunst genannt habe, in besonders hohem Grade besäße, und dazu die Befähigung zur Kunstleistung, wenn sie nötig ist. Diese ist aber nicht so häufig nötig, weil jeder auch ohnedies auf seine Weise genießt ohne viel Aufsehen davon zu machen, ohne unsere Oh und Ah, sondern als etwas Selbstverständliches, etwa

wie der Säugling die Muttermilch. Und Summa summarum ist darum der Südländer auch der größere Lebenskünstler, weil in diesen Eigenschaften alle derartige Befähigungen zusammenschließen.

Im übrigen ist wohl zuzugestehen, daß die Selbstkunst insofern niemals an die wirkliche Kunst heranreicht, als sich ihre Tröstungen nicht erstrecken auf ganz trübe Zeiten, in welchen unser Sinn für die Wahrnehmung des Schönen so wenig geöffnet ist. Eine schöne Natur macht den Traurigen häufig noch trauriger; aber kommt die Kunst von außen an uns heran, so kann sie uns über manches hinwegtäuschen und nicht bloß täuschen, uns daran erinnern, daß die Welt reicher und schöner ist, als sie uns in der durch unsere Stimmung verkürzten Perspektive unsererer zunächstliegenden Erlebnisse erscheint.

Die Genfer Malerei

Studien von Dr. Johannes Widmer

Alfred Rehfous

 Das Museum zu Lausanne ist ebenso reich als ungeordnet. So hängen an einer Seitenwand die kunterbuntesten Dinge durcheinander, an derselben, von der mir als zunächst einziges Juwel, smaragdgrün und mit goldrotem Geleucht, ein Estoppen herunterschimmerte. Dazu imponiert es noch durch die Macht seiner prachtvollen Linie. Nichtsdestoweniger komme ich je und je zu einem Gemälde zurück, das in seiner Bläßheit auf den ersten Blick diese Bezeichnung kaum zu verdienen scheint. Es ist auch eine Landschaft, auch Gebirg und See. Aber die Helligkeit des Tages waltet darauf. Sie blendet keineswegs und vergoldet nicht ein Atom dieser Natur. Sie ist schlechtweg ruhiges, weißes, die Dinge klarstellendes Licht. Ein bestimmter Reiz kann nicht von ihm ausgehen. Das Bild ist dreigeteilt. Im Vordergrund ist das Ufer des Murtensees irgendwo am Fuß des Stadthügels, dann folgt der glatte See, drüben das Hügelland des Bullly und darüber ein kalt blaugrauer Himmel. Den Fugen der Bildteile haftet wiederum nichts Spannendes an, sie geben schlechterdings die Wirklichkeit wieder. Also lassen uns